

Sozialräumliche Einflussfaktoren der Jugenddelinquenz. Ergebnisse der kriminologischen Forschung

Einleitung

Die Frage nach dem Einfluss des Sozialraums auf delinquentes Verhalten hat in den vergangenen Jahrzehnten in der Kriminologie zunehmend Aufmerksamkeit erhalten. Der Sozialraum kann in Anlehnung an Bronfenbrenner (1979) allerdings sehr verschieden definiert werden. Hierbei kann es sich um das kleinräumige Umfeld eines Menschen beispielsweise im Sinne seiner Familie ebenso handeln wie um das weitere Umfeld beispielsweise der Stadt oder sogar des Landes. Im Folgenden soll primär jene kriminologische Forschung betrachtet werden, die sich dem Einfluss von Stadtteilen gewidmet hat. Zugleich erfolgt eine Beschränkung auf jenes Verhalten, das als delinquent einzustufen ist, das also gegen Gesetze verstößt. Hierzu gehört im Wesentlichen die Gewalt- und Eigentumskriminalität. Eine letzte Einschränkung bezieht sich darauf, dass weitestgehend nur Studien aus Deutschland betrachtet werden. Die internationale Forschung weist eine Vielzahl an Studien mit Bezug zum Thema auf (vgl. für einen Überblick Oberwittler 2013). Gleichwohl ist die Übertragbarkeit der Ergebnisse auf Deutschland fraglich, da die Lebensumstände im städtischen Raum - beispielsweise in angloamerikanischen Städten - sehr viel stärker divergieren als in Deutschland. Die Leitfrage, mit der sich dieser Beitrag beschäftigt, lautet damit: Beeinflussen Eigenschaften von Stadtteilen in bundesdeutschen Städten das delinquente Verhalten der in ihnen wohnenden Jugendlichen?

Ein Blick in die Medienberichterstattung lässt vermuten, dass die Antwort auf diese Frage ein klares „Ja“ ist. Es wird von Problemvierteln, sozialen Brennpunkten oder abgehängten Stadtteilen gesprochen und dabei nicht selten auch ein Bezug zur Kriminalität hergestellt. Die Annahme ist, dass die in diesem Zusammenhang häufig thematisierte ethnische und soziale Segregation, d. h. die Konzentration bestimmter Bevölkerungsgruppen in einem Stadtviertel, die positive Entwicklung von Kindern und Jugendlichen gefährdet. Auch kriminologische Theorien vermuten, dass sich Eigenschaften von Stadtviertel auf das Verhalten auswirken. Hierbei sind insbesondere zwei theoretische Ansätze zu erwähnen:

1. Anfang des 20. Jahrhunderts wurde die Theorie der sozialen Desorganisation entwickelt (Shaw und McKay 1969 [1942]). Um die Frage des Einflusses der sozialräumlichen Umgebung auf delinquentes Verhalten zu untersuchen, dokumentierten Shaw und McKay über einen längeren Zeitraum hinweg die Wohnorte von männlichen, jugendlichen Kriminellen und hielten diese auf Stadtplänen fest. Mit zunehmender Entfernung vom Stadtkern konnten sie dabei eine Abnahme der registrierten Jugendkriminalität feststellen. Auch im Hinblick auf andere Merkmale der Stadtgebiete (z. B. Zu- und Fortzüge, Armutsquote, Migrantenanteil) zeigte sich, dass die Lebensbedingungen umso besser wurden, je größer die Distanz von der Stadtmitte war. Auf Basis dieser gefundenen Beziehungen nahmen Shaw und McKay an, dass Stadtgebiete mit hoher Kriminalitätsrate im Unterschied zu solchen mit niedriger Rate durch eine größere Normenvielfalt gekennzeichnet sind, d.h. dass in diesen Gebieten nicht

nur konforme, sondern auch abweichende Einstellungen und Verhaltensweisen befürwortet werden. In Stadtteilen mit niedrigen Kriminalitätsraten werden konventionelle, normenkonforme Einstellungen von nahezu allen Bewohnern geteilt und aufrechterhalten, soziale Kontrolle über die Einhaltung dieser Normen wird zudem über die in diesen Stadtteilen häufiger vorhandenen Institutionen und Organisationen (u.a. Kirchen, Nachbarschaftszentren) gewährleistet. In kriminalitätsbelasteten Stadtgebieten hingegen finden Individuen vielfältige Normen vor, u.a. solche, die abweichende Verhaltensweisen fördern. In solchen Gebieten existieren delinquente Subkulturen, die bewirken, dass deviante Normen und Verhaltensmuster von einer Generation an die nächste weitergegeben werden. Die strukturell durch eine hohe Arbeitslosigkeit, hohe Armut, hohe Bewohnerfluktuation und hohe ethnische Heterogenität gekennzeichneten Gebiete werden auf Grund der bestehenden Normen- und Werteheterogenität auch als sozial desorganisiert bezeichnet. Die Überlegungen der Theorie der Desorganisation lassen sich dementsprechend wie folgt zusammenfassen:

- Desorganisierte Stadtteile sind durch Armut, ethnische Heterogenität und Bewohnerfluktuation gekennzeichnet.
- Dies führt dazu, dass keine von allen Bewohnern geteilte Normen und Werte existieren. In Subgruppen werden auch abweichende Normen und Werte aufrechterhalten.
- Die Heterogenität führt dazu, dass zwischen den Menschen keine starken Bindungen bestehen. Das Interesse am anderen fällt gering aus, ebenso wie die Bereitschaft intervenierend einzugreifen, wenn es zu delinquentem Verhalten kommt.

2. Diese Ideen wurden später in der Theorie der kollektiven Wirksamkeit noch weiter systematisiert, vor allem aber empirisch getestet (Sampson et al. 1997). Der theoretische Ansatz der kollektiven Wirksamkeit fokussiert explizit die sozial-kulturelle Situation vor Ort. Es wird davon ausgegangen, dass Kriminalität dort effektiv unterbunden wird, wo die soziale Kohäsion und die informelle Sozialkontrolle hoch sind. Die soziale Kohäsion bezieht sich auf das Ausmaß des Zusammenhalts unter den Bewohnern eines Stadtteils. Informelle Sozialkontrolle bezieht sich auf die Interventionsbereitschaft der Bewohner eines Stadtteils, d.h. auf das kontrollierende bzw. sanktionierende Einschreiten im Falle von Anzeichen sozialer Unordnung („herumhängende“ Jugendliche, Sachbeschädigungen). In dem Maße, in dem die Bewohner eines Stadtteils achtsam für Anzeichen sozialer Unordnung sind und gegen diese vorgehen, verringert sich das Auftreten delinquenten Verhaltens in einem Gebiet. Empirisch lässt sich die soziale Kohäsion durch Einschätzungen der Nachbarschaft (z.B. Vertrauen, gemeinsame Werte, Verbundenheit der Nachbarschaft) erfassen, die informelle Sozialkontrolle durch die Einschätzung, ob Bewohner im Stadtteil bei bestimmten Ereignissen (z.B. lärmende Jugendliche, Entsorgung von Müll auf Grünflächen) eingreifen würden. Sampson et al. (1997) berichten auf Basis einer Bevölkerungsumfrage unter Einwohnern Chicagos eine hohe Korrelation zwischen der sozialen Kohäsion und der informellen Sozialkontrolle von Nachbarschaften, d.h. beide Dimensionen hängen eng miteinander zusammen und lassen sich zur „kollektiven Wirksamkeit“ zusammenfassen. Auf Basis dieser Studie konnte

zudem belegt werden, dass strukturelle Faktoren wie der Armuts- und Migrantenteil oder die residentielle Stabilität in einem Zusammenhang mit der kollektiven Wirksamkeit einer Nachbarschaft stehen. Weiterhin konnte eine enge Beziehung zwischen der kollektiven Wirksamkeit und dem Gewaltaufkommen im Stadtteil festgestellt werden. Desorganisation im Sinne einer problematischen Sozialstruktur eines Stadtteils führt also zu weniger Kohäsion und Interventionsbereitschaft und beides wiederum zu mehr Kriminalität.

Die Überlegungen der Theorie der sozialen Desorganisation bzw. der Theorie der kollektiven Wirksamkeit wurden auch in Deutschland zumindest teilweise in jugendkriminologischen Studien geprüft. Zwei Studien sind dabei hervorzuheben:

- Die erste umfassende Untersuchung zum Zusammenhang von Stadtteileigenschaften und Jugendgewalt in Deutschland stammt von Oberwittler (2004, 2004a), der in den Jahren 1999 und 2000 in Freiburg i.Br. und Köln insgesamt 6.437 Jugendliche der achten bis zehnten Jahrgangsstufe zum delinquenten Verhalten befragt hat. Ergänzend wurde eine postalische Befragung unter Erwachsenen durchgeführt, mit der weitere Informationen zum Stadtteil (z.B. zur sozialen Kohäsion) erfasst werden konnten. Die Befunde dieser Studie zeigen, dass delinquentes Verhalten (unter anderem Raub, Einbruch) durch Nachbarschaftsmerkmale erklärt werden kann. Für Jugendliche, die viele Freunde in der Nachbarschaft haben, sind Stadtteileigenschaften relevanter für das Verhalten, was die Rolle der Gleichaltrigengruppe unterstreicht. Weiterhin kommt Oberwittler zu dem Ergebnis, dass die Bedingungen im Stadtteil vor allem bei deutschen Jugendlichen (und hier wiederum bei Mädchen in höherem Maße als bei Jungen) einen Einfluss zu haben scheinen; für nichtdeutsche Jugendliche sind Stadtteile dagegen weniger relevant (vgl. Oberwittler 2003, S. 289). Im multivariaten Erklärungsmodell zeigt sich zuletzt, dass schwere Jugenddelinquenz mit zunehmender sozialer Benachteiligung im Stadtteil steigt und mit wachsender sozialer Kohäsion (speziell intergenerationaler Geschlossenheit) sinkt.
- Kunadt und Reinecke (2008) kommen hingegen in ihrer Studie in Duisburg 2003 zu dem Ergebnis, dass das Begehen von Gewaltdelikten nicht durch Gegebenheiten des Stadtteils beeinflusst wird (Befragung unter 5.037 Jugendlichen). Im Vergleich verschiedener Stadtteilgruppen zeigt sich, dass 18,3 % der Achtklässler, die in einem nicht desorganisierten Stadtteil leben, als Gewalttäter in Erscheinung getreten sind. Nur wenig höher fällt dieser Anteil in sehr desorganisierten Stadtteilen mit 19,4 % aus. In einer weiteren Auswertung dieser Daten bestätigt sich, dass Jugendgewalt nicht mit dem Stadtteilstatus variiert (Kunadt 2013).

Hinsichtlich der zentralen Frage, ob sich Stadtteile im Ausmaß der Jugenddelinquenz unterscheiden und welche Stadtteilmfaktoren als Ursache hierfür in Frage kommen, gehen die Befunde beider Studien also deutlich auseinander. Das Kriminologische Forschungsinstitut hat deshalb in den Jahren 2006 bis 2011 weitere Jugendstudien zu sozialräumlichen Einflussfaktoren der Jugenddelinquenz durchgeführt, deren

Ergebnisse im Folgenden entlang von vier Thesen vorgestellt werden sollen. Bei allen Studien handelt es sich um schriftliche Befragungen von Jugendlichen im Rahmen des Klassenkontexts während des Schulunterrichts. Methodisch sind die Studien also mit den Befragungen von Oberwittler (2004, 2004a) und Kunadt und Reinecke (2008) identisch. Folgende Studien stehen im Folgenden im Zentrum der Betrachtung:

- Schülerbefragung 2006 in Hannover (Rabold et al. 2008): Angestrebt war eine Studie unter allen in Hannover beschulten Jugendlichen der neunten Jahrgangsstufe. 75,9 % bzw. 3.661 Schüler haben sich letztlich an der Befragung beteiligt. Zur Ermittlung der Stadtteilzugehörigkeit wurden die Schüler gebeten, im Fragebogen anzugeben, in welchem der 51 amtlichen Hannoveraner Stadtteile sie wohnen.
- Schülerbefragung 2011 in Hannover (Baier/Prätor 2015): Diese stellt eine Wiederholung der Studie von 2011 dar. Erreicht wurden 2.850 Befragte, bei einer Rücklaufquote von 65,8 %. Auch hier wurde der Wohnort der Jugendlichen abgefragt (nunmehr nur noch 49 amtliche Stadtteile).
- Schülerbefragung 2007 in Stade (Baier et al. 2009). Einbezogen wurden alle in der Stadt Stade unterrichteten Schüler der fünften bis zur 13. Jahrgangsstufe sowie zusätzlich Berufsschüler. Teilgenommen haben 3.462 Schüler, was einer Rücklaufquote von 83,1 % entspricht. Erfragt wurde, ob die Schüler in einem von zwölf Stader Stadtteilen bzw. einem von sechs eingemeindeten Gebieten wohnhaft sind. In den Auswertungen konnten letztlich 15 Stadtteile unterschieden werden.
- Schülerbefragung 2010 in Wolfsburg: Diese erfolgte erneut unter Schülern der neunten Jahrgangsstufe (Baier 2011), wobei 1.191 Jugendliche erreicht wurden (Rücklaufquote 82,3 %). Auch hier konnten die Befragten im Fragebogen angeben, in welchem Stadtteil sie wohnen. Die Analysen beschränkten sich auf Befragte aus 15 Stadtteilen.
- Schülerbefragung 2010/2011 in Berlin: Auch diese Befragung konzentrierte sich auf Schüler der neunten Jahrgangsstufe (Baier/Pfeiffer 2011). 3.167 Jugendliche nahmen teil (Rücklaufquote: 44,7 %). Die Befragungen mussten auf zwei Jahre verteilt werden, weil im ersten Jahr zahlreiche ausgewählte Klassen nicht für Befragungen zur Verfügung standen. Entgegen den anderen genannten Studien wurde versucht, den Wohnort der Schüler etwas kleinräumiger als auf amtlicher Stadtteilebene zu ermitteln. Hierzu wurde die Einteilung Berlins in Lebensweltlich Orientierte Räume genutzt. Die Jugendlichen konnten insgesamt 401 Räumen zugeordnet werden. Pro Raum wurden zwischen einem und 39 Schüler befragt. Da mit solch geringen Fallzahlen Auswertungen auf Ebene der Räume problematisch sind, wurden die Schüler zur vier Gruppen zusammen gefasst: Schüler aus Räumen mit hohem, mittlerem, niedrigem und sehr niedrigem Entwicklungsindex. Zu welchem Index ein Raum gehört, wird von der Senatsverwaltung für Stadtentwicklung festgelegt, die sich an Indikatoren wie der Sozialhilfe- und Arbeitslosenstatistik, dem Migrantenanteil u.a.m. orientiert.

These 1: Jugenddelinquenz ist von sozialräumlichen Bedingungen („Stadtteilen“) abhängig: Wichtiger als strukturelle Faktoren sind die von Erwachsenen geprägten kulturellen Bedingungen, die in einem Sozialraum vorzufinden sind.

Die Ergebnisse der genannten Studien belegen zunächst, dass sich der Anteil an Jugendlichen, die mit delinquentem Verhalten in Erscheinung treten, zwischen den Stadtteilen unterscheidet. Dies illustrieren folgende Zahlen:

- Hannover 2006: Betrachtet wurden drei Delikte. Bei Gewaltdelikten schwanken die Raten an Tätern zwischen den Stadtteilen zwischen 0,0 und 32,6 %, bei der schweren Eigentumsdelinquenz (z.B. Autoeinbruch, Einbruchdiebstahl) zwischen 0,0 und 21,7 %, beim Ladendiebstahl zwischen 4,4 und 35,7 %.
- Stade 2007: Es erfolgte keine differenzierte Analyse der Delikte. Stattdessen wurde betrachtet, ob ein Befragter mindestens ein Delikt – von sechs zur Auswahl stehenden Delikten (u.a. Diebstahl, Sachbeschädigung, Gewalt) – begangen hat oder nicht. Die niedrigste Prävalenzrate lag bei 16,7 %, die höchste bei 42,3 %.
- Wolfsburg 2010: Im Stadtteil mit der niedrigsten Gewalttrate lag diese bei 2,3 %, im Stadtteil mit der höchsten Rate bei 15,9 %. Auch bei Ladendiebstählen oder Sachbeschädigungen finden sich Unterschiede zwischen den Stadtteilen.
- Berlin 2010/2011: In Stadtteilen mit einem hohen Entwicklungsindex haben 7,7 % der Schüler mindestens eine Gewalttat in den zurückliegenden Monaten ausgeübt, in Stadtteilen mit niedrigem Index 12,8 %. Für Sachbeschädigungen oder Ladendiebstähle finden sich allerdings kaum Unterschiede zwischen den Stadtteilgruppen.

Die Ergebnisse belegen eine Varianz des Täteranteils nach Stadtteil, die für das Gewaltverhalten tendenziell größer ausfällt als für andere Delinquenzformen. Zwei Fragen schließen sich an diese zu findenden Unterschiede an: 1. Kommen sie aufgrund der differenziellen Zusammensetzung der Stadtteile zustande oder handelt es sich um eigenständige Effekte? 2. Wenn es sich um eigenständige Effekte handelt: Welche Faktoren sind dann für die Stadtteilunterschiede verantwortlich?

Bezüglich der ersten Frage wird zwischen Kompositions- und Kontexteffekt unterschieden. Angenommen, zwischen den Stadtteilen würde der Anteil männlicher Befragter stark variieren, dann würde nicht überraschen, wenn dies auch für die Gewalttäterraten gilt, insofern männliche Jugendlichen signifikant häufiger Gewalttäter sind. Das Beispiel Hannovers zeigt, dass dies die differenzielle Zusammensetzung tatsächlich berücksichtigt werden muss: Der niedrigste Anteil männlicher Befragter beträgt hier in einem Stadtteil 33,8 %, der höchste 72,4 %. Auch der Migrantanteil variiert stark nach Stadtteil, in Hannover ebenso wie in den anderen Städten. Die Auswertungen belegen zugleich, dass beim Gewaltverhalten die Stadtteilunterschiede zurückgehen, wenn die Zusammensetzung berücksichtigt wird (Rabold et al. 2006, S. 176). Bei den berichteten Stadtteilunterschieden handelt es sich aber nicht allein um einen Kompositionseffekt; d.h. Stadtteilunterschiede bleiben auch nach Berücksichtigung der Zusammensetzung der Befragte bestehen.

Insofern ist die Frage gerechtfertigt, welche Stadtteilmfaktoren Einfluss auf das

delinquente Verhalten haben. In Anlehnung an die Theorie der sozialen Desorganisation wurden dabei strukturelle Eigenschaften wie die Arbeitslosenquote oder der Migrantenanteil getestet. Mit Bezug auf die Theorie der kollektiven Wirksamkeit wurden darüber hinaus kulturelle Eigenschaften (wie z.B. Zusammenhalt und Interventionsbereitschaft) geprüft. Diese Analysen wurden bislang nur in Bezug auf die Schülerbefragungen in Hannover durchgeführt (Rabold et al. 2008, Rabold/Baier 2009, Rabold/Baier 2013, Baier/Prätor 2015). Sie lassen sich wie folgt zusammenfassen: Die strukturellen Eigenschaften stehen nicht mit der Jugendgewalt in Beziehung. Es ist insofern nicht der Fall, dass in Stadtteilen mit höherer Arbeitslosenquote, höherem Migrantenanteil oder höherer Bewohnerfluktuation mehr Jugendliche Gewalttäter sind. Die These, dass in dieser Form segregierte Stadtteile die Entstehung von Jugendgewalt begünstigen, kann also nicht aufrecht erhalten werden. Strukturelle Desorganisation ist kein direkter Einflussfaktor der Jugenddelinquenz.

Für die kulturellen Eigenschaften finden sich hingegen signifikante Beziehungen mit dem Verhalten. Gleichwohl kann die Theorie der kollektiven Wirksamkeit in ihrer von Sampson et al. (1997) formulierten Form nicht bestätigt werden. Den Analysen nach ist es nicht der soziale Zusammenhalt und die Interventionsbereitschaft der Nachbarn, die delinquentes Verhalten unwahrscheinlicher machen. Stattdessen zeigt sich für zwei andere Faktoren ein Einfluss: Mit steigendem Anteil positiver Verhaltensvorbilder (sichtbar gemacht über den Anteil höher gebildeter Erwachsener) und einem sinkenden Konfliktniveau im Stadtteil reduziert sich die Jugendgewalt. Beide Befunde deuten darauf hin, dass für Jugendliche das Verhalten der Erwachsenen sehr wichtig ist, sie sich also an deren Verhalten orientieren. Zwei Aspekte sind an dieser Stelle allerdings noch zu erwähnen. Erstens wurden die getesteten Stadtteilmfaktoren mehrheitlich nicht unabhängig von den Jugendlichen erfasst, d.h. diese wurden beispielsweise gebeten, den sozialen Zusammenhalt, das Konfliktniveau usw. einzuschätzen. Wünschenswert wäre, dass Stadtteilmfaktoren unabhängig, d.h. beispielsweise durch eine Befragung von Erwachsenen, ermittelt würden. Zweitens gibt es enge Beziehungen zwischen den strukturellen und den kulturellen Faktoren: Rabold und Baier (2013) berichten, dass eine höhere Arbeitslosenrate mit dem Konfliktniveau korreliert ($r = .45$); ein höherer Ausländeranteil geht zugleich mit einem niedrigeren Niveau an positiven Verhaltensvorbildern einher ($r = -.46$). Die strukturellen Voraussetzungen eines Stadtteils sind damit nicht völlig unerheblich für das Niveau der Jugenddelinquenz. Sie prägen die kulturellen Bedingungen, die sich wiederum auf das Verhalten der Jugendlichen auswirken. Sozialräumliche Segregation bzw. Desorganisation kann damit indirekt auch Einfluss auf die Jugenddelinquenz nehmen. Von primärer Bedeutung ist sie aber nicht.

These 2: Delinquentes Verhalten von Kindern und Jugendlichen ist vor allem durch Sozialisationsfaktoren im unmittelbaren sozialen Nahraum bedingt (Peers, Familie, Schule).

Verglichen mit anderen Einflussfaktoren kann nicht nur gefolgert werden, dass die strukturellen Stadtteilmfaktoren, sondern auch, dass die Stadtteilmfaktoren insgesamt nicht von primärer Bedeutung für Jugenddelinquenz sind. Dies verdeutlicht die sog.

Intraklassenkorrelation. Diese gibt an, wie viel Prozent einer zu erklärenden Variable maximal durch Stadtteilkfaktoren erklärt werden kann. In den verschiedenen Auswertungen zur Schülerbefragung Hannover (Rabold/Baier 2009, Rabold et al. 2008, Baier/Prätor 2015) hat sich gezeigt, dass die Intraklassenkorrelation höchstens drei Prozent beträgt. Die Maßzahl bezieht sich dabei nicht auf den Einfluss eines einzelnen Merkmals wie bspw. der Arbeitslosenquote oder der sozialen Kohäsion; sie umfasst den Einfluss aller stadtteilbezogener Merkmale. Der weitaus größere Erklärungsbeitrag wird also von Faktoren geliefert, die nicht auf Stadtteilebene angesiedelt sind.

Eine herausgehobene Bedeutung kommt dabei der Gruppe der Gleichaltrigen zu. Jugendliche orientieren sich in ihrem Verhalten besonders stark an den Gleichaltrigen (vgl. Baier et al 2010). Nicht verwundern kann daher, dass Kontakte zu delinquenten Freunden das Risiko deutlich erhöhen, selbst delinquent zu werden. Warr (2002, S. 40) fasst den Forschungsstand zum Einfluss der Freunde wie folgt zusammen: „No characteristic of individuals [...] is a better predictor of criminal behavior than the number of delinquent friends an individual has“. In einer Analyse einer deutschlandweit repräsentativen Schülerbefragung stellen Baier et al. (2009a) einen signifikanten Zusammenhang zwischen der Anzahl der delinquenten Freunde und der Gewalttäterschaft von .39 (standardisierter Koeffizient) fest. Dies bedeutet, dass 15 % der Varianz der Gewalttäterschaft durch dieses Merkmal erklärt wird, also ein ungefähr fünfmal so hoher Anteil wie von allen Stadtteilkfaktoren insgesamt.

Neben den delinquenten Freunden gibt es eine recht große Anzahl weiterer Einflussfaktoren des delinquenten Verhaltens. Baier et al. (2009b) haben in ihrer Analyse der Gewalttäterschaft 15 Faktoren berücksichtigt, von denen nur ein Faktor keinen signifikanten Zusammenhang aufwies (armutsnahe Lebenslage). Die nach den Freunden nächstwichtigen, risikoerhöhenden Faktoren sind: eigene Gewaltopfererfahrungen, eine niedrige Selbstkontrolle, ein männliches Geschlecht und das Schulschwänzen. Zusätzlich sind bestimmte Freizeitverhaltensweisen wie der Alkoholkonsum, der Gewaltmedienkonsum und das Aufsuchen von Orten wie Kneipen, Discos usw. als problematisch einzustufen. Für viele dieser genannten Faktoren zeigt sich zudem, dass sie entscheidend von den Verhältnissen im Elternhaus mitgeprägt sind. Als eine der wichtigsten Dimension elterlicher Erziehung erweist sich die Anwendung von Gewalt. Das Erleben von elterlicher Gewalt steht nicht nur in einer direkten Beziehung mit der eigenen Gewaltausübung – in der erwähnten Analyse wird der Zusammenhang auf .12 geschätzt (1,4 % erklärte Varianz). Elterliche Gewalterfahrungen erhöhen zugleich signifikant den Alkohol- und Drogenkonsum, den Zusammenschluss mit delinquenten Freunden, das Schulschwänzen oder den Konsum von Gewaltmedien. Die indirekten Zusammenhänge summieren sich auf einen Anteil erklärter Varianz, der mindestens noch einmal so hoch ausfällt wie der Anteil des direkten Zusammenhangs.

Erwähnenswert ist zuletzt, dass das schulische Umfeld bedeutsam für das delinquente Verhalten ist. So belegen Analysen immer wieder, dass sich Schüler niedrigerer Schulformen (Förder- und Hauptschulen) signifikant häufiger delinquent verhalten als Schüler höherer Schulformen (Baier/Pfeiffer 2007). Dies ist nicht allein darauf zurückzuführen, dass an niedrigeren Schulformen häufiger Schüler unterrichtet werden, die beispielsweise schlechteren familiären Bedingungen

ausgesetzt sind oder delinquenznahe Freizeitaktivitäten ausüben. Es handelt sich um einen eigenständigen Schulformeffekt, der deshalb zustande kommt, weil die Zusammenballung der Schüler zu Lern- und Verstärkungseffekten führt. Insofern ist die Entscheidung einzelner Bundesländer richtig, auf Hauptschulen zu verzichten und dadurch eine stärkere Durchmischung der Schülerschaft zu fördern. Die Schule ist aber auch anderweitig relevant für das delinquente Verhalten: Analysen von Baier und Pfeiffer (2011a) belegen, dass in Schulen, in denen eine sog. Kultur des Hinschauens praktiziert wird, Jugendliche seltener zu Gewalt greifen. Eine solche Kultur wird maßgeblich durch Lehrkräfte geprägt, die zusammen mit den Schülern Verhaltensregeln aufstellen können und deren Einhaltung überwachen bzw. Fehlverhalten sanktionieren. Die Schule sozialisiert insofern in ähnlichem Ausmaß wie die Familie und die Freunde.

Wenn die bisherigen Befunde bestätigen, dass Stadtteileigenschaften für das delinquente Verhalten von Jugendlichen weit weniger relevant sind als andere Faktoren, dann ist ein Punkt zu beachten: Bislang war es in Deutschland meist nur möglich, amtliche Stadtteile in den Studien abzubilden. Es konnte also im Fragebogen nur erhoben werden, in welchem der amtlichen Stadtteile einer Stadt ein Jugendlicher wohnt. Die Stadtteile sind aber z.T. recht groß, in Hannover bspw. bis zu 14 km². Es ist unwahrscheinlich, dass vor allem die größeren Stadtteile in sich homogen sind, dass also z.B. die kollektive Wirksamkeit einer Nachbarschaft dem Niveau in einer anderen Nachbarschaft dieses Stadtteils gleicht. Damit sind die Jugendlichen eines solchen Stadtteils nicht überall den gleichen Bedingungen ausgesetzt. Die niedrigen Intraklassenkorrelationen, die bislang gemessen wurden, könnten auch darauf zurückgeführt werden, dass die Betrachtungsebene der amtlichen Stadtteile zu abstrakt ist. Wünschenswert wäre daher, dass die Jugendlichen kleinräumiger verortet werden können, kleinräumiger noch als in den Lebensweltlich Orientierten Räumen in Berlin. Straßenzüge, Nachbarschaften oder Häuserblocks wären möglicherweise eine angemessenere Betrachtungsebene, nicht nur, weil hier eher von einer Homogenität der Stadtteilmfaktoren auszugehen ist, sondern auch, weil von einem solch abgrenzbaren Raum, in dem sich die Jugendlichen verstärkt bewegen, eher ein sozialisatorischer Effekt ausgehen dürfte. Vergleichbar mit dem Verhalten von Lehrkräften in Schulen könnte das Verhalten von Nachbarn in diesen kleinräumigeren Kontexten für die Jugendlichen bedeutsam sein. Die empirische Prüfung dieser Idee steht derzeit noch aus und wird auch in absehbarer Zukunft nicht umgesetzt werden, da die Erfassung von Wohnadressen in Schülerbefragungen die Anonymität aufheben würde und deshalb auch datenschutzrechtlich untersagt ist.

These 3: Die Sozialisationsfaktoren sind auch abhängig von den sozialräumlichen Bedingungen.

In Bezug auf die Unterscheidung von strukturellen und kulturellen Stadtteilmfaktoren wurde bereits von indirekten Zusammenhängen gesprochen. Indirekte Zusammenhänge liegen vor, wenn ein Faktor (z.B. die Arbeitslosenquote) einen anderen Faktor (z.B. das Konfliktniveau) beeinflusst, der dann das delinquente Verhalten beeinflusst. Indirekte Zusammenhänge können auch in anderer Hinsicht vorliegen: Die genannten Stadtteilmfaktoren können sich darauf auswirken, welchen

Freizeitaktivitäten nachgegangen wird, welchen Freunden man sich anschließt oder welche Einstellungen bezüglich der Akzeptanz delinquenten Verhaltens man aufrecht erhält Rabold und Baier (2013) postulieren ein solches Modell und testen es partiell. Untersucht wird, ob vier individuelle Risikofaktoren des delinquenten Verhaltens von Stadtteilmfaktoren abhängig sind. Hierbei handelt es sich um die niedrige Selbstkontrolle, gewaltakzeptierende Einstellungen, den Zusammenschluss mit gewalttätigen Freunden und das Aufsuchen von problematischen Freizeitorten. Die Intraklassenkorrelationen zu diesen Faktoren liegen zwischen 0,9 und 5,1 %. Gerade für das Aufsuchen der Freizeitorte und den Zusammenschluss mit gewalttätigen Freunden ergeben sich höhere Intraklassenkorrelationen als für das Gewaltverhalten, was darauf hindeutet, dass beide Verhaltensweisen stärker sozialräumlich bedingt sind, als das Gewaltverhalten selbst.

Die Analysen zu diesen individuellen Faktoren ergeben Folgendes: Die soziale Desorganisation (Ausländeranteil, Arbeitslosenrate, Sozialhilfequote) steht in keiner konsistenten Beziehung mit den individuellen Bedingungsfaktoren, ebenso wenig wie die soziale Kohäsion. Erneut ergeben sich aber signifikante Zusammenhänge mit dem Anteil positiver Verhaltensvorbilder und dem Konfliktniveau. Am Beispiel des Konfliktniveaus ergibt sich, dass mit steigenden Konflikten die Selbstkontrolle zurückgeht, der Besuch von problematischen Freizeitorten steigt sowie die Zustimmung zu gewaltakzeptierenden Einstellungen zunimmt. Tendenziell schließen sich die Jugendlichen unter solchen Bedingungen auch häufiger mit gewalttätigen Freunden zusammen. Die Auswertungen bestätigen damit, dass wichtige Einflussfaktoren der Jugenddelinquenz durchaus abhängig sind von Stadtteilmfaktoren, wobei wiederum nicht die 'klassischen' theoretischen Ansätze der Desorganisation bzw. der kollektiven Wirksamkeit bestätigt werden. Stattdessen bestätigen die Auswertungen, dass eine Erweiterung dieser Ansätze in Richtung positives bzw. negatives Erwachsenenverhalten notwendig ist.

Das durch diese Analysen gestützte mehrstufige Konzept der Beeinflussung delinquenten Verhaltens durch sozialräumliche Bedingungen impliziert einen gewissen Widerspruch. Wenn erstens sozialräumliche Bedingungen Einfluss auf die Sozialisationsfaktoren haben und wenn zweitens diese Sozialisationsfaktoren wiederum wichtige Einflussfaktoren des delinquenten Verhaltens sind, dann müssten eigentlich stärkere direkte Zusammenhänge zwischen den Stadtteilmfaktoren und dem delinquenten Verhalten bestehen. Warum fallen die Unterschiede zwischen einzelnen Stadtteilen hinsichtlich des delinquenten Verhaltens aber eher moderat aus? Drei Antworten können auf diese Frage gegeben werden:

1. Die statistische Antwort lautet, dass alle Zusammenhänge, die in sozialwissenschaftlichen Studien ermittelt werden, probabilistisch und nicht deterministisch sind. Das Vorliegen bestimmter Zustände geht also nur mit einer Wahrscheinlichkeit kleiner eins (meist deutlich näher an null als an eins) mit bestimmten Folgen einher. Für den Einfluss der Stadtteileigenschaften ergeben sich auch mit den Sozialisationsfaktoren nur schwächere Zusammenhänge, so dass über diese Faktoren vermittelte Zusammenhänge auch gering ausfallen müssen.
2. Die vorzufinden Zusammenhänge zwischen den Stadtteilmfaktoren und den

Sozialisationsfaktoren fallen nicht einheitlich aus. Ein Beispiel hierfür ist der Alkoholkonsum: In benachteiligten Stadtteilen ist der Alkoholkonsum nicht notwendiger Weise verbreiteter. Sogar das Gegenteil scheint der Fall zu sein. In der Schülerbefragung in Berlin hat sich gezeigt, dass in Stadtteilen mit hohem Entwicklungsindex 12,4 % der Jugendlichen häufiger Alkohol trinken, in Stadtteilen mit sehr niedrigem Index dagegen nur 9,1 %. Die anscheinend problematischeren Stadtteile sind es hinsichtlich des Alkoholkonsums also nicht. Auch eine Analyse zu Hannover bestätigt dies: In Stadtteilen mit einem höheren Migrantenanteil und einem niedrigeren Akademikeranteil konsumieren die Jugendlichen seltener Alkohol (Rabold/Baier 2009a). In problematischen Stadtteilen gibt es also nicht nur Risiko-, sondern auch Schutzfaktoren.

3. Ein wichtiger Schutzfaktor dürfte die Existenz von Präventionsmaßnahmen sein. Ein Grund, warum Stadtteile mit problematischer, desorganisierter Sozialstruktur im Endeffekt doch weniger problematisch sind, wenn der Indikator der Jugenddelinquenz betrachtet wird, kann darin gesehen werden, dass sich Präventionsarbeit gerade auf diese Stadtteile konzentriert. Empirische Ergebnisse liegen hier zwar bislang nicht vor. Plausibel ist eine solche Annahme dennoch, wird beispielsweise berücksichtigt, an welchen Kriterien sich die Implementation von Maßnahmen (z.B. Sozialarbeiter, Programm Soziale Stadt) festmacht. Das Auffinden eher geringer Stadtteilunterschiede im delinquenten Verhalten würde demnach den Erfolg der bisher durchgeführten Maßnahmen widerspiegeln.

These 4: Die sozialräumlichen Bedingungen stehen mit der Wahrnehmung der Kriminalität in Beziehung.

Die Wahrnehmung von Kriminalität ist in Teilen unabhängig vom tatsächlichen Ausmaß der Kriminalität. Dies bestätigen u.a. die Befragungen des Kriminologischen Forschungsinstitut Niedersachsens (Baier et al. 2011). Im Jahr 2010 wurde dabei ein repräsentativer Querschnitt der Bevölkerung danach gefragt, ob verschiedene Kriminalitätsformen in den zurückliegenden zehn Jahren gestiegen oder gefallen sind. Für die meisten Delikte zeigt sich dabei, dass die Bevölkerung einen Anstieg wahrnimmt, obwohl sie laut Polizeilicher Kriminalstatistik z.T. deutlich gesunken sind. Eine Quelle dieser Fehlwahrnehmung ist die Medienberichterstattung, insbesondere die Berichterstattung in den Boulevardmedien. Diese schenkt der Kriminalität überproportional viel Aufmerksamkeit, was den Eindruck ansteigender Kriminalität erzeugt. Wären Fehleinschätzungen bzgl. der Kriminalität folgenlos, würde dieser Befund nur einmal mehr illustrieren, dass die Bevölkerung über bestimmte gesellschaftliche Themen unzureichend informiert ist. Im Bereich der Kriminalität kann aber nicht ohne Weiteres von einer Folgenlosigkeit der Fehleinschätzungen ausgegangen werden. Wenn Menschen einen Kriminalitätsanstieg wahrnehmen, schränken sie möglicherweise ihr Freizeitverhalten unnötig auf innerhäusliche Aktivitäten aufgrund der Angst ein, Opfer einer Straftat zu werden. Belegt werden kann, dass Menschen, die solche Wahrnehmungen haben, öfter Forderungen nach

einer härteren Bestrafung von Tätern zustimmen (Windzio et al. 2007). Die Politik kann auf diese Stimmungen in der Bevölkerung reagieren und Gesetze erlassen, die eine härtere Bestrafung gewährleisten. In den zurückliegenden Jahren gibt es einige Gesetzgebungsinitiativen, die genau dies getan haben. Notwendig wäre dies alles nicht.

Dies illustriert, warum die Beschäftigung nicht nur mit der Delinquenz, sondern auch mit der Wahrnehmung von Delinquenz, mit dem Sicherheitsgefühl und der Kriminalitätsfurcht notwendig ist. Die subjektive Seite der Kriminalität lohnt also eine gesonderte Betrachtung. Die vorhandenen Daten bestätigen dabei, dass diese subjektive Seite abhängig ist von Bedingungen im Stadtteil:

- In der Schülerbefragung Hannover 2006 wurde nach dem Unsicherheitsgefühl nachts bzw. abends im Stadtteil gefragt. In einem Stadtteil beträgt der Anteil sich unsicher fühlender Jugendlicher 34,1 %, in einem anderen Stadtteil dagegen 70,0 %.
- Auch in der Schülerbefragung in Berlin wurde das Unsicherheitsgefühl nachts bzw. abends erhoben. Im Stadtteil mit dem höchsten Entwicklungsindex waren es nur 36,4 % der Jugendlichen, die sich unsicher fühlten, im Stadtteil mit niedrigem Index 48,3 %. Auch das Unsicherheitsgefühl tagsüber weist ein entsprechendes Gefälle auf.
- In der Schülerbefragung in Stade wurde die sog. affektive Kriminalitätsfurcht erfasst. Diese beinhaltet, dass man die Befürchtung hat, Opfer einer Straftat zu werden. Von einer häufigen affektiven Furcht berichteten 3,0 % der Schüler; bei Erwachsenen lag dieser Anteil bei 9,9 %. Kriminalitätsfurcht ist unter jüngeren Menschen also weniger verbreitet als unter Erwachsenen. Gleichzeitig variiert der Anteil sich häufig fürchtender Schüler zwischen 0,0 und 8,0 % zwischen den Stadtteilen.

Die Stader Befragung macht noch auf einen weiteren wichtigen Aspekt der Kriminalitätswahrnehmung aufmerksam. Hier sollte von den Erwachsenen berichtet werden, wie unsicher sie sich nachts bzw. abends draußen in den verschiedenen Stadtteilen der Stadt fühlen würden. Dabei zeigt sich, dass das größte Maß an Unsicherheit bzgl. eines Stadtteils von jenen Befragten geäußert wird, die sich nie dort aufhalten. Dabei gibt es drei Stadtteile, zu denen von nahezu allen Befragten, die sich nie dort aufhalten, berichtet wurde, dass sie sich dort unsicher fühlten – die tatsächlichen Opferraten in diesen Stadtteilen (die ebenfalls erhoben wurden) liegen aber eher im Durchschnitt. Es hat damit den Anschein, als ob bestimmte Stadtteile einer Stadt einen schlechten Ruf haben, der seine Ursache nicht in der Kriminalitätsbelastung hat, sondern aus anderen Quellen gespeist wird. Möglicherweise werden einige Stadtteile in der Medienberichterstattung besonders fokussiert, so dass der Eindruck entsteht, hier handelt es sich um belastete Gebiete. Möglicherweise sind es aber auch tradierte Bilder, die über bestimmte Stadtteile vorherrschen und von Generation zu Generation weitergegeben werden. Aus diesen Befunden lässt sich der Schluss ziehen, dass nicht primär die Kriminalität das zentrale Problem einiger Stadtteile ist, sondern ihr Image, d.h. das, was die Menschen über die Kriminalität in diesen Stadtteilen zu wissen meinen. Das Image

eines Stadtteils zu ändern dürfte gewiss nicht minder schwierig sein als das Kriminalitätsniveau eines Stadtteils. Denn wie bereits Einstein formulierte: „Es ist schwieriger, eine vorgefasste Meinung zu zertrümmern als ein Atom.“

Schluss

Die Ausgangsfrage dieses Beitrags lautete: Beeinflussen Eigenschaften von Stadtteilen in bundesdeutschen Städten das delinquente Verhalten der in ihnen wohnenden Jugendlichen? Die Antwort auf diese Frage ist ein vorsichtiges „Ja“. Vorsichtig in mindestens zweifacher Hinsicht: Erstens gibt es bislang in Deutschland noch einen Mangel an empirischen Studien. Mit den Studien in Köln/Freiburg, Duisburg, Hannover, Stade, Wolfsburg und Berlin gibt es bislang nur sechs Studien, die eine umfassende, anspruchsvolle Prüfung der Theorie der Desorganisation bzw. der kollektiven Wirksamkeit vorgenommen haben. Diese Studien sind auch nicht einheitlich hinsichtlich der Befundlage: Es gibt Studien, die stärkere und Studien, die schwächere bis keine substanziellen Unterschiede im kriminellen Verhalten von Jugendlichen im Vergleich von Stadtteilen feststellen. Vorsicht ist zweitens auch deshalb angebracht, weil eine Prüfung bislang nur entlang von amtlich gezogenen Stadtteilen erfolgte. Dabei handelt es sich z.T. um so große Einheiten, dass ein einheitlicher sozialisierender Effekt nur schwer vorstellbar ist.

Festgehalten und in weiteren Studien geprüft werden sollten zugleich zwei Erkenntnisse der bisherigen bundesdeutschen Studien: Zum einen sind in Deutschland weniger strukturelle Merkmale im Sinne der Arbeitslosenrate oder des Migrantenanteils bzw. Merkmale im Sinne der Kollektiven-Wirksamkeits-Theorie für Unterschiede im Delinquenzaufkommen entscheidend als vielmehr Merkmale, die die Vorbildrolle der Erwachsenen ansprechen. Mehr positive Verhaltensvorbilder im Stadtteil wirken sich positiv auf das Verhalten der Jugendlichen aus, ebenso wie weniger Konflikte zwischen den Erwachsenen. Zum anderen kann belegt werden, dass der Einfluss der Stadteigenschaften eher indirekt ist: Diese stehen mit Freizeitaktivitäten in Verbindung, sie rahmen das Assoziationsverhalten der Jugendlichen und sie prägen deren Persönlichkeit; für diese Faktoren lässt sich wiederum ein stabiler Zusammenhang mit dem delinquenten Verhalten feststellen. Die Studien aus Deutschland können damit in beiderlei Hinsicht den wissenschaftlichen Diskurs in anderen Ländern bereichern.

Dass sich im Vergleich zu angloamerikanischen Studien der Sozialraum in deutschen Studien als weniger einflussreich gestaltet, könnte mindestens drei Gründe haben. Erstens sind die Unterschiede zwischen Stadtteilen in bundesdeutschen Städten begrenzt. Ghettoartige Stadtteile gibt es bislang nicht und wird es auch in absehbarer Zukunft nicht geben. Dies ist zweitens darauf zurückzuführen, dass sozialstaatliche Maßnahmen greifen, wenn Stadtteile „abzudriften“ drohen. Investitionen in die Infrastruktur aber ebenso in Hilfsangebote sind die Folge einer Verschlechterung der Bedingungen in Stadtteilen. Drittens besteht ein markanter Unterschied darin, dass es in Deutschland keine vergleichbaren Gang-Aktivitäten gibt wie in angloamerikanischen Städten. Gangs agieren raumbezogen; sie besetzen bestimmte Stadtteile und üben in diesen kriminelles Verhalten aus. Ein Fehlen von Gangs reduziert entsprechend Kriminalitätsunterschiede im Vergleich von Stadtteilen.

Die Darstellung der bundesdeutschen Forschungsergebnisse ergibt damit Hinweise, dass die Präventionsarbeit der Vergangenheit bereits sozialräumlich agiert hat und erfolgreich gewesen ist.

Zukünftige sozialräumliche Präventionsarbeit sollte sich verstärkt darum bemühen, Erwachsene einzubeziehen, insofern diese wichtige Verhaltensvorbilder von Jugendlichen darstellen. Das gemeinsame Gestalten von Plätzen oder Parks kann beispielsweise eine geeignete Maßnahme sein und eine kriminalitätsreduzierende Wirkung entfalten, auch wenn deren primäres Ziel gar nicht die Kriminalitätsreduktion ist. Zugleich sollte der Effekt solcher Maßnahmen nicht überschätzt werden. Hingewiesen wurde darauf, dass die starken Einflussfaktoren der Jugendkriminalität im nahen Sozialraum der Jugendlichen liegen. An dieser Stelle ist dabei auf die besondere Rolle der Familien hinzuweisen: Programme, die die Erziehungskompetenz der Eltern stärken und beispielsweise zum Gewaltverhalten alternative Erziehungsstile vermitteln, sind als effektiver einzustufen als sozialräumlich orientierte Präventionsprogramme.

Abschließend ist noch einmal auf das Imageproblem einiger Stadtteile einzugehen. Es dürfte kaum eine größere deutsche Stadt geben, in der nicht einzelne Stadtteile in der öffentlichen Meinung als Zentren von Gewalt und Kriminalität eingestuft werden. Berlin Marzahn, München Hasenberg oder Hamburg Wilhelmsburg könnten, ohne eine systematische Inhaltsanalyse der Medienberichterstattung vorgenommen zu haben, einige Beispiele hierfür sein. Das vorhandene Image eines solch im Negativfokus stehenden Stadtteils zu verbessern, bedarf es sicherlich eines gesamtstädtischen Konzepts. Nicht auszuschließen ist, dass ein solcher Imagewandel Zeit benötigt und sich erst in der Generationenabfolge ereignet. Der lange Atem, der für einen entsprechenden Wandel nötig ist, sollte die Städte aber nicht abschrecken, Schritte in diese Richtung zu ergreifen, da dadurch die Lebenschancen der in diesen Stadtteilen lebenden Bewohner erhöht, vorhandene Stigmatisierungen reduziert werden.

Literatur

Baier, D. (2011). Jugendliche als Opfer und Täter von Gewalt in Wolfsburg. Unveröffentlichter KFN-Forschungsbericht.

Baier, D., Kemme, S., Hanslmaier, M., Doering, B., Rehbein, F., Pfeiffer, C. (2011). Kriminalitätsfurcht, Strafbedürfnisse und wahrgenommene Kriminalitätsentwicklung Ergebnisse von bevölkerungsrepräsentativen Befragungen aus den Jahren 2004, 2006 und 2010. KFN-Forschungsbericht Nr. 117.

Baier, D., Pfeiffer, C. (2007). Hauptschulen und Gewalt. Aus Politik und Zeitgeschichte, 28, 17-26.

Baier, D., Pfeiffer, C. (2011). Jugendliche als Opfer und Täter von Gewalt in Berlin. KFN-Forschungsbericht Nr. 114.

Baier, D., Pfeiffer, C. (2011a). Wenn Opfer nicht zu Tätern werden. Beeinflussen Bedingungen der Schulklasse den Zusammenhang von innerfamiliären Gewalterfahrungen und eigener Gewalttäterschaft? *Trauma und Gewalt* 5, 6-19.

Baier, D., Pfeiffer, C., Rabold, S. (2009b). Jugendgewalt in Deutschland. Befunde aus Hell- und Dunkelfelduntersuchungen unter besonderer Berücksichtigung von Geschlechterunterschieden. *Kriminalistik*, 63, 323-333.

Baier, D., Pfeiffer, C., Simonson, J., Rabold, S. (2009a). Jugendliche in Deutschland als Opfer und Täter von Gewalt. *KFN-Forschungsbericht Nr. 107*.

Baier, D., Prätör, S. (2015). Jugenddelinquenz und sozialräumliche Segregation. Manuskript im Erscheinen.

Baier, D., Rabold, S., Kappes, C., Kudlacek, D. (2009). Sicherheit und Kriminalität in Stade. Ergebnisse einer Schüler- und Erwachsenenbefragung. *KFN-Forschungsbericht Nr. 106*.

Baier, D., Rabold, S., Pfeiffer, C. (2010). Peers und delinquentes Verhalten. In: Harring, M., Böhm-Kasper, O., Rohlf, C., Palentien, C. (Hrsg.), *Freundschaften, Cliquen und Jugendkulturen. Peers als Bildungs- und Sozialisationsinstanzen*. Wiesbaden: VS Verlag, S. 309-338.

Bronfenbrenner, U. (1979). *The ecology of human development*. Cambridge/Mass.: Harvard University Press.

Kunadt, S. (2013). Sozialräumliche Determinanten der Jugendkriminalität. Test eines Modells informeller Sozialkontrolle zur Erklärung des Gewalthandelns Jugendlicher aus verschiedenen Duisburger Ortsteilen. In: D. Oberwittler, D., Rabold, S., Baier, D. (Hrsg.), *Städtische Armutsquartiere – Kriminelle Lebenswelten? Studien zu sozialräumlichen Kontexteffekten auf Jugendkriminalität und Kriminalitätswahrnehmungen*. Wiesbaden: Springer Fachmedien, S. 141-168

Kunadt, S., Reinecke, J. (2008). Jugendkriminalität und öffentliche Missstände. *Stadtforschung und Statistik*, 1, 19-23.

Rabold, S., Baier, D. (2009). Stadtteile als Bedingungsfaktoren von Jugendgewalt. *Stadtforschung und Statistik*, 1/2009, 24-28.

Rabold, S., Baier, D. (2009a). Stadteigenschaften und Drogenkonsum von Jugendlichen. Eine Überprüfung der Theorie der sozialen Desorganisation am Beispiel Hannovers. In: Haller, R., Jehle, J.-M. (Hrsg.), *Drogen – Sucht – Kriminalität*. Mönchengladbach: Forum Verlag, 283-302.

Rabold, S., Baier, D. (2013). Sozialräumlicher Kontext und Jugenddelinquenz. Zum Einfluss von Stadteigenschaften auf gewalttätiges Verhalten von Jugendlichen am Beispiel Hannovers. In: Oberwittler, D., Rabold, S., Baier, D. (2013). *Städtische Armutsquartiere - Kriminelle Lebenswelten? Studien zu sozialräumlichen Kontexteffekten auf Jugendkriminalität und Kriminalitätswahrnehmungen*. Wiesbaden: Springer VS, S. 169-192.

Rabold, S., Baier, D., Pfeiffer, C. (2008). Jugendgewalt und Jugenddelinquenz in Hannover. Aktuelle Befunde und Entwicklungen seit 1998. KFN-Forschungsbericht Nr. 105.

Oberwittler, D. (2003). Geschlecht, Ethnizität und sozialräumliche Benachteiligung - überraschende Interaktionen bei sozialen Bedingungsfaktoren von Gewalt und schwerer Eigentumsdelinquenz von Jugendlichen. In: Lamnek, S., Boatca, M. (Hrsg.), *Geschlecht - Gewalt - Gesellschaft* (Otto-von-Freising Tagungen der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt). Opladen: Leske + Budrich, S. 269-294.

Oberwittler, D. (2004). A Multilevel Analysis of Neighbourhood Contextual Effects on Serious Juvenile Offending. The Role of Subcultural Values and Social Disorganization. *European Journal of Criminology*, 1, 201-236.

Oberwittler, D. (2004a). Stadtstruktur, Freundeskreise und Delinquenz: Eine Mehrebenenanalyse zu sozialökologischen Kontexteffekten auf schwere Jugenddelinquenz. In D. Oberwittler, Karstedt, S. (Hrsg.), *Soziologie der Kriminalität. Sonderheft der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, S. 135-170.

Oberwittler, D. (2013). Wohnquartiere und Kriminalität – Überblick über die Forschung zu den sozialräumlichen Dimensionen urbaner Kriminalität. In: Oberwittler, D., Rabold, S., Baier, D. (Hrsg.), *Städtische Armutsquartiere – Kriminelle Lebenswelten? Studien zu sozialräumlichen Kontexteffekten auf Jugendkriminalität und Kriminalitätswahrnehmungen*. Wiesbaden: Springer Fachmedien, S. 45-95.

Sampson, R. J., Raudenbush, S. W., Earls, F. (1997). Neighborhoods and Violent Crime: A Multilevel Study of Collective Efficacy. *Science* 277, 918-924.

Shaw, C. R., McKay, H. D. (1969 [1942]). *Juvenile Delinquency and Urban Areas: A Study of Rates of Delinquency in Relation to Differential Characteristics of Local Communities in American Cities* (Revised Edition). Chicago: University of Chicago Press.

Warr, M. (2002). *Companions in Crime. The Social Aspects of Criminal Conduct*. Cambridge: University Press.

Windzio, M., Simonson, J., Pfeiffer, C., Kleimann, M. (2007). Kriminalitätswahrnehmungen und Punitivität in der Bevölkerung – Welche Rolle spielen die Massenmedien? KFN-Forschungsbericht Nr. 103.